

Nr. 56. Bromberg, den 8. März 1930.

Alexander Huene.

Ein Erdöl-Roman von Georg Urbat.

(20. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Nach einer Weile erscheint zwischen den Falten des Vorhanges Felicitas und streckt schon von der Tür her beide Hände aus: „Konsul, Sie?! Gott, eine freudigere Überraschung hätte ich mir nicht denken können. — Was macht Berlin?! — Steht der Verkehrsturm auf dem Potsdamer Platz noch, oder haben sie ihn schon umgefahren?"

Konsul Seifert ist durch ihren scherzenden Ton ein wenig aus seiner Gedankenbahn geworfen. Gewiß, sie sieht frisch und munter aus und scheint ja recht guter Dinge zu sein, auch den Tschador, wie er gefürchtet hat, trägt sie nicht. Aber immerhin, sie als junges Mädchen . . . Die Teilnahme an der Expedition Huenes war schon etwas ungewöhnlich — und dann ihr Entschluß, Mirza Ahmed hierher zu folgen — ihr Aufenthalt in diesem Hause . . .

So wird seine Begrüßung etwas steif und förmlich. Mit verlegener Eile übergibt er ihr die Briefe, die auf dem Konsulat für sie eingelaufen sind. Dann setzte er hinzu:

„Persönlich darf ich wohl berichten, daß Sie wohlauf sind? Daß keinerlei Zwang . . .?!"

Felicitas wird ganz Abwehr und sagt schnell: „Danken Sie der Stelle, die sich um mich sorgt, in meinem Namen. Berichten Sie bitte nach Berlin oder, wohin es sein muß, daß ich der Mutter Mirza Ahmeds französische Romane vorlese, daß ich mit Mirza Ahmed versuche, persische Dichtungen in ein gutes Deutsch zu übertragen. Berichten Sie bitte, daß ich mit Mirza Ahmed einen regelrechten Vertrag besitze, daß ich pünktlich mein Gehalt beziehe und daß . . ."

Sie hält inne, als befürchte sie zu viel zu sagen.

Der Konsul fragt vorsichtig: „So gefällt es Ihnen denn gut in Isfahan?"

„Oh" ruft Felicitas aus, „wie arm ist das Wort Gefallen! Diese Sonne, dieser ewige blaue Himmel! Diese Menschen, noch so unberührt von allem Europäischen! Die alte Stadt, der Schahplatz, die Basare, die Wunderbrücke über den Senda-Rud . . . Ach, kann man das in wenigen Worten sagen! Ein Buch müßte man schreiben!"

Konsul Seifert lächelt ein wenig spöttisch: „Sie müßten sich aber beeilen, liebes Fräulein Böse. Persien ist jetzt die große Mode. Wer nicht einen Auto-Tripp durch Persien gemacht oder auf Persiens Karawanenwegen einhergezogen ist und darüber ein Buch geschrieben oder einen Film hat laufen lassen, der kann in einer anständigen Gesellschaft bald kaum mehr mitreden."

Felicitas lacht. Sie nimmt den leichten Spott nicht übel.

Konsul Seifert fährt fort: „Da ist schon wieder eine junge Amazone im Anzug. Von Buschir bis Teheran rauscht schon die wildeste Mär auf. Eine ganze Autokarawane soll es sein. Mit militärischer Eskorte sogar. Denn es soll ein kostbarer Vogel sein, der dort über die Pässe kommt. Die Tochter eines amerikanischen Erdöl-Magnaten. Persien will sie sich ansehen. Aber auch die Ölfelder ihres Vaters besuchen. Moderne Mischung für junge Damen: Reiselust und gleichzeitig Geschäft . . ."

Felicitas horcht auf; eine seltsame Bangigkeit überfällt sie, als ob von jenem kostbaren Vogel irgendein Unheil drohe . . .

Konsul Seifert verabschiedet sich: „Darf ich Sie wiedersehen, Fräulein Böse? Es ist doch nun einmal mein Amt ein wachsames Auge auf Sie zu haben."

Felicitas in ihrer plötzlichen Bangigkeit ergreift seine Hand und sagt ernst, fast flehend: „Jawohl, Konsul! Ich würde sogar darum bitten!"

*

Felicitas sortiert die Briefe, die sie erhalten hat. Sie hat eine eigene Art dafür. Briefe, von denen sie weiß, daß sie ihr nicht viel sagen können, legt sie oben auf, um sie rasch zu durchfliegen. Jene Briefe aber, von denen sie sich eine Feierstunde verspricht, kommen nach unten. Das sind der Brief der Mutter und ein dickes Schreiben von Dr. Bendig, dem Freund ihres Onkels, der eine unterhaltsame Art hat, zu plaudern und ihr die Ereignisse in der Heimat nahezubringen.

Sie liest zuerst die Briefe von Freundinnen. Da ist ein Brief von einer kleinen Base, einem verschwärmten Backfisch, der von Märchen aus Tausendundeine Nacht von ihr wissen will. Sinnend hält Felicitas im Lesen inne. Gewiß, dies alles hier könnte wohl ein Märchen sein. Der Raum, in dem sie sitzt, mit seinen kostbaren Teppichen. Chinesische Vasen überall, und in den Vasen Rosen über Rosen. Ganze Büsche. Rote, purpurne und helle elfenbeinzarte Rosen. Diese Rosen sind eines der Märchen Isfahans, eines der uralten und immer wieder jungen Märchen.

Und durch die geöffneten Fenster weht es kühl herein von dem plätschernden Springbrunnen in dem mauerumschlossenen, mit Palmen bestandenen Hof.

„Jawohl, Kleines . . .!" sagt Felicitas vor sich hin. „Das könnte wohl ein Märchen sein! — Aber die Fenster sind vergittert . . .!"

Und da ist noch ein anderer Brief. Von einer älteren Freundin, die ihren Mann im Krieg verloren, dann studiert hat und nun klug über Frauenfragen schreibt. Ob sie von Felicitas nicht einen Beitrag über das heutige Leben der Frauen in Persien für ihr Blatt bekommen könne, fragt diese Freundin an. Und dann die zarte, nur andeutende Gewissensfrage für Felicitas: ob sie es wohl über sich gewinnen würde, den Tschador zu nehmen . . .?

Felicitas ist wieder nachdenklich geworden. Ja, es gibt hier eine zierliche Genferin, die den Tschador genommen hat, als zweite Frau eines Bachthiarenfürsten. Felicitas kennt die Geschichte: Der Fürst hat einige Jahre in Genf gelebt und studiert. Und die romantische Genferin folgte ihm, obwohl sie wußte, daß er schon eine Frau besaß. Und nun ist der Harem drüben in zwei feindliche Lager gespalten. Beide Frauen haben Kinder, und die erste Frau ist

ein wildes, unbändiges Naturkind aus den Bergen. Und neuerdings erzählt man, daß der Fürst nun auch noch die dritte Frau in seinen Harem einführen will, eine junge Russin aus Täbris, die Erzieherin der Kinder seiner ersten Frau war.

„Das wäre wohl ein Artikel für dein Blatt, liebe Alice!" sagt Felicitas spöttisch vor sich hin.

Und endlich liest sie den Brief der Mutter. Eine tiefe Traurigkeit überkommt sie beim Lesen. Rasch, sehr rasch hat die Mutter den Prinzessinnentraum für ihre Tochter ausgeträumt. Sie will ihr Kind wieder haben und klagt und bittet um baldige Heimkehr . . .

„Hat unser fremder Schmetterling gute Nachrichten aus seiner Heimat?!" fragt eine leise weiche Stimme hinter ihr, und die schmale Hand der Mutter Mirza Ahmeds legt sich ihr auf die Schulter. Felicitas küßt die Hand. Sie hegt eine tiefe Verehrung für diese noch gar nicht alte Frau in den weiten, weißen, faltenreichen Gewändern, aus denen ein mildes madonnenhaftes Antlitz schaut mit großen dunklen schönen Augen, die aber stumpf und lichtlos geworden sind von einem Leben hinter Haremsmauern.

Und beim Anblick der müden, demütig-ergebenen Frau will es Felicitas klar werden, weshalb die Perser eine müde Rasse sind und ihnen immer wieder ein neuer, kraftvoller Herrscher in den Bergen entsteht, dort wo die Frauen ihr Gesicht unverschleiert zeigen und ihre Macht ausüben im Guten und auch im Bösen . . .

„Der Herr und Gebieter!"

Die helle Stimme Mariams, der jungen Dienerin, meldet so Mirza Ahmed an, der gleich darauf im Zimmer steht. Nach kurzer, liebevoller Begrüßung mit der Mutter wendet er sich zu Felicitas: „Was schreibt man aus der Heimat? Hoffentlich nur Gutes!"

Felicitas nickte stumm.

„Und unsere Feierstunde, Felicitas?! Es wird ein schöner Abend —"

Felicitas zögert. Es ist die Stunde, die sie liebt und auch fürchtet . . .

Durch den Garten schreiten sie, Felicitas und Mirza Ahmed. Die Sonne will sinken. Rötlich wird ihre Kugel. Und ihnen zur Seite murmelt es verborgen unter wild wucherndem Gras wie tausend kleine wundertätige Geister: das kostbare Wasser fließt da, das in verwirrendem Netz diesen Garten durchzieht und all die üppigen Wunder schafft.

Zwischen Rosen schreiten sie hindurch. Immer wieder zwischen Rosen. Und überreich streuen diese ihre Blätter auf den Weg, den sie gehen.

In der entfernten Ecke des Gartens steht ein Pavillon, umwuchert von der üppigen Pracht der Rosen. Und über einer offenen Halle, ausgelegt mit bunten Kacheln, die altpersische Jagdszenen darstellen, trägt der Pavillon, ein wenig über die hohe Mauer ragend, ein Stockwerk. Von hier dürfen die Frauen auf die staubige Straße schauen, doch engmaschige Gitter sind vor den Fenstern.

Die Sonne sinkt glutrot den entfernten Bergen zu. Trompetenstöße ertönen von den hohen, schlanken Minaretts. Schreiend begleitet das Gebet der Gläubigen die untergehende Sonne. Bis es plötzlich verstummt. Und die Dunkelheit hereinbricht wie ein rasch deckender Mantel.

Mirza Ahmed rezitiert im Pavillon von ihm verdeutschte Liebesverse. Er will nur ein Urteil über seine Verdeutschung haben, aber die Verse werben — werben um Felicitas . . .

Doch stärker denn je spürt er heute den Widerstand des Mädchens. Unsicher ist seine Stimme, als er nun fragt: „Wann erhalte ich endlich Ihr Jawort, Felicitas? Oder ist es zu wenig ,was ich Ihnen bieten kann? Ist es zu wenig, persische Prinzessin zu heißen? Bin ich Ihnen zu gering, Felicitas?"

In schwerer Not schlägt sie beide Hände vor das Gesicht.

„Nein, nein, es ist nicht zu wenig, Prinz! Es ist viel sogar, viel zu viel für ein armes Mädchen. Aber ein Käfig ist es, ein goldener Käfig. Und es gibt Vögel, die auch in dem schönsten Käfig nicht singen können."

„Sie haben mich eben nicht lieb, Felicitas!" sagt der Prinz voll zorniger Bitterkeit. „Sie lieben ihn noch, den andern, den Fernen — der von Ihnen nichts wissen will."

Das brennt — wie eine offene Wunde brennt das in Felicitas. Vergeblich hat sie heute unter den Briefen nach einer Nachricht von ihm gesucht. Und wenn es nur eine winzige Zeile gewesen wäre — es hätte sie glücklich gemacht.

„Lassen Sie doch endlich von dem sonderbaren Menschen", fährt der Prinz fort. „Vergessen Sie ihn! Ich will dafür sorgen, daß er nicht mehr Ihre Träume stört. Er wird bald das Tal in den Bergen verlassen haben . . ."

„Wie soll ich das verstehen, Prinz!" begehrt Felicitas auf.

Mirza Ahmed lächelt, immer sicherer wird dieses Lächeln.

„Huene ist in Berlin gewesen", berichtet er. „Von seinen Eltern und Freunden hat er sich noch Geld geliehen. Aber seine Bohrtürme haben noch keine Quelle gefunden. Er wird sich genau so die Zähne ausbeißen wie die Engländer. Er wird ärmer aus dem Tal herausgehen, wie er hineingekommen ist. Und ich werde das Feld an die Amerikaner verkaufen. Morgen fahre ich nach Teheran, um die Verhandlungen fortzuführen. Nach der Ankunft von Miß Hill und dem Bevollmächtigten John Hills soll der Vertrag unterzeichnet werden. Vielleicht haben die Amerikaner mehr Glück als Huene und die Engländer . . ."

Felicitas vermag nichts anderes zu denken als: er soll vernichtet werden . . . er soll vernichtet werden . . .

„Es ist nicht fair, Prinz", sagt sie schließlich voll Angst. „Es ist nicht vornehm, einen Menschen hierzulocken und ihn dann lächelnd zu vernichten."

„Das Recht des Rivalen!" antwortet er hart.

Kühl weht es von den Bergen her. Fröstelnd legt sich die Nacht um Felicitas.

„Gehen wir ins Haus, Prinz!" bittet sie leise

IX.

Über die von tiefen Löchern durchfurchten Straßen Isfahans holpert ein geschlossener Wagen. Eine Frauengestalt im Tschador ist hinter den Scheiben zu erkennen, und europäische Koffer sind hinten aufgeschnallt. Vor dem großen gartenumschließenden Mauerviereck, welches das deutsche Konsulat birgt, hält der Wagen.

An dem Pförtner vorbei, durch den Torbogen, durch Vorzimmer und Kanzlei hindurch, direkt in das kühle, halbdunkle Amtszimmer des Konsuls eilt die Frauengestalt und reißt vor dem erstaunten Konsul den Tschador vom Gesicht.

„Um Gottes Willen, Fräulein Felicitas! Was ist denn geschehen?!"

„Flucht aus dem Harem, Konsul! Aber ganz unromantisch. Für keinen Film zu gebrauchen. Tränenreicher Abschied von der alten Dame. Diamantring sogar zum Abschied. Aber ich stelle mich unter Ihren amtlichen Schutz!"

Die Lustigkeit von Felicitas ist gewollt. Das seine Ohr des Konsuls hört es heraus. „Nun setzen Sie sich erst einmal!" sagt er. „So! Eislimonade gefällig? Ja?! Schön, der Junge soll sie bringen. Und nun erzählen Sie, was eigentlich los ist!"

„Nicht viel zu erzählen, Konsul! Gegen den Alexander Huene, der da oben in den Bergen nach Öl bohrt, Sie wissen es ja, da braut sich allerlei zusammen. Von den Amerikanern, vielleicht auch von den Persern. Und ich möchte es ihm stecken. Am liebsten möchte ich sogar dabei sein, wenn es los geht. Und Sie als Konsul dürfte es auch interessieren, denn Huene ist Reichsdeutscher. Also sorgen Sie bitte für ein solides Auto, und wenn Sie nett sind, kommen Sie mit, und Sie werden sicher einen unheimlich interessanten Bericht für Ihre Wilhelmstraße schreiben können."

Konsul Seifert überlegt: Drei Tage Fahrt hin, drei zurück — lange Zeit. Aber immerhin. Er hat sich die Sache schon lange mal ansehen wollen. Eine kleine Abwechselung in dieser wahnsinnigen Eintönigkeit der Konsulatsarbeit.

(Fortsetzung folgt)

Am Tode vorbei.

Eine Erzählung aus Südwestafrika von Fritz Freiesleben.

„Die Station Waterberg meldet sich nicht mehr", sagte Oberaufseher Mahnke zu seiner jungen Herrin, die unruhig im Zimmer auf und ab schritt. Sorge erfüllte sie, denn am frühen Morgen war ihr Gatte, der Farmer Berthold, fortgeritten, um auf der weitab gelegenen Ansiedlung Otjiwarango Vieh zu kaufen.

Aus verschiedenen Gegenden der Kolonie waren seit einigen Tagen beunruhigende Meldungen von Aufstandsbewegungen unter den Hereros eingelaufen; Frau Erika Berthold hatte daher nur ungern ihren Gatten scheiden sehen.

„Mahnke", wandte sie sich an den Untergebenen, „tun Sie mir den Gefallen, reiten Sie meinem Mann entgegen."

Der treue Alte erklärte sich sofort bereit, und bald vernahm Frau Berthold den Hufschlag seines Pferdes. Sie ließ sich auf einem kleinen Schaukelstuhl nieder, ergriff eine Handarbeit und versuchte, durch diese Beschäftigung die trüben Gedanken zu verscheuchen. Kein Laut außer dem Ticken der kleinen Schwarzwälderuhr war zu vernehmen. Je weiter die Zeit vorschritt, um so unruhiger wurde die einsame Frau. Gegen Mitternacht hielt sie es nicht mehr länger aus. Sie verließ das Zimmer, um das Hereromädchen, das in ihrem Hause diente, zu wecken. Zu ihrer größten Bestürzung fand sie die Kammer leer, das Bett unberührt. Die Schwarze war verschwunden. Ein furchtbarer Verdacht stieg in ihr auf, und sie war entschlossen, dem Gatten selbst noch entgegen zu reiten.

Hastig kleidete sie sich im Schlafzimmer um. Sie hatte eben die Reitstiefel angezogen, als sie draußen auf der Diele ein leises Geräusch vernahm. Mit klopfendem Herzen lauschte sie und nahm aus dem Nachttischkasten einen Revolver. Draußen war alles still. — Jetzt hörte sie wieder ganz deutlich das Geräusch, es näherte sich der nur angelehnten Schlafzimmertür. Diese flog im nächsten Augenblick auf, und vor dem bebenden jungen Weibe stand fauchend ein Leopard.

Nur wenige Sekunden musterten sich Mensch und Tier, dann krachten zwei Schüsse, ertönte furchtbares Gebrüll. Durch eine Kugel leicht gestreift, fiel das Raubtier über sein Opfer her. Es gelang indessen der jungen Farmersfrau geschickt auszuweichen, einen dritten Schuß anzubringen und den Ausgang zu erreichen. Im Wohnzimmer wurde sie von dem Leoparden eingeholt und zu Boden geworfen. Frau Berthold rang mit dem Mute der Verzweiflung. Stühle flogen beiseite, ein Tisch stürzte krachend um und begrub den Leoparden unter sich. Diesen Augenblick benutzte die Überfallene und sprang in das Arbeitszimmer ihres Gatten. Gerade hatte sie die Tür hinter sich ins Schloß geworfen und verriegelt, als draußen das enttäuschte Raubtier mit Gebrüll dagegen sprang. Hastig schob sie einen schweren Sessel vor die Tür.

Vor Erschöpfung und Aufregung weinend brach Erika Berthold zusammen. Wildes Kratzen weckte sie aus ihrer Betäubung. Sie raffte sich auf und zündete die Lampe an. Jetzt erst sah sie, wie sie zugerichtet war; ihr langes Haar hatte sich gelöst und fiel bis zu den Hüften herab, die weiße Bluse war zerrissen. Außerdem blutete sie aus mehreren Kratzwunden. Was sollte, was konnte sie jetzt tun? Vor dem einzigen Ausgang lauerte rachedurstig die Bestie, die Fenster des Zimmers waren vergittert, ein Verlassen des Raumes also unmöglich; obendrein hatte sie ihre Schußwaffe im Wohnzimmer verloren. Verzweifelt und ermüdet sank sie in einen Sessel. Plötzlich schrak sie zusammen. Schrill zerriß das Läuten des Telephons die Stille der Nacht. Erika stürzte zum Apparat: „Hier Farm Berthold!"

„Hier Unteroffizierposten 7! Die Hereros befinden sich im Aufstand. Eine starke Bande rückt in Richtung der Okawakaberge vor. Sie müssen so schnell wie möglich die Farm räumen, andernfalls es zu spät sein dürfte."

Ein jäher Schreck befiel die junge Frau. Was war aus ihrem Gatten geworden, was sollte sie tun? Das wilde Kratzen an der Tür begann aufs neue. — — —

Eine dichte Staubwolke wälzte sich aus nordöstlicher Richtung gegen die Okawakaberge vor. Hereros! Ihre scharfen Augen hatten einen Reiter erkannt, der auf scheckigem Pferde von Nordwesten her eiligst der Schlucht in den Bergen zustrebte. Sie setzten ihre besten Leute in Bewegung, um vor dem Weißen die Schlucht, die er durchreiten mußte, zu erreichen und ihm den Weg zu verlegen.

Farmer Berthold, er war der Reiter, erkannte rechtzeitig die Gefahr und spornte seinen zähen Afrikaner zu rasendem Tempo an. Zwischen ihm und den Schwarzen entspann sich ein Wettlauf ohnegleichen, die Schlucht war das Ziel, das Leben der Preis. Das brave Pferd des Farmers berührte kaum noch mit den Hufen den ausgedörrten Boden, so flog es dahin. Berthold warf ab und zu einen prüfenden Blick nach links, wo sich die Reiter der Hereros in gleicher Eile dem Passe näherten. Jetzt stürzte plötzlich Bertholds Schecke. Der Reiter fiel in hohem Bogen zur Erde, drüben lachten die Schwarzen teuflisch auf. Doch der Farmer stand sofort wieder auf den Beinen und riß das Tier hoch. Im nächsten Augenblick saß er im Sattel und fort ging's. Zu seiner Freude stellte er fest, daß die Pferde der Schwarzen ermüdeten und zurückblieben. — —

Mit klopfendem Herzen saß Erika Berthold im Sessel und starrte angsterfüllt nach der Tür. Dem Leoparden war es gelungen, die Tür so weit zu beschädigen, daß er eine Tatze durch die entstandene Öffnung zwängen konnte.

Plötzlich hielt das Raubtier inne. Frau Berthold vernahm Hufschlag. Gleich darauf hörte sie im Hause schwere Schritte, Schüsse krachten, ein markerschütterndes Gebrüll ertönte. Erika eilte zur Tür, lauschte und öffnete. Draußen stand ihr Gatte neben dem dahin gestreckten Raubtier.

Nach stürmischer Begrüßung drängte Berthold zum Aufbruch. Da sie von allem Personal verlassen waren und der Aufseher Mahnke verschollen blieb, mußten beide schwere Arbeit leisten, um den Ochsenwagen mit der nötigsten Habe fahrtbereit zu stellen.

Beim Morgengrauen hatten sie die Ansiedlung weit hinter sich. Dort, wo ihr Wohnsitz lag, den sie in langen Jahren liebgewonnen hatten, loderten Flammen empor, kündete schwarzer Rauch, daß die Hereros ganze Arbeit getan hatten.

Drei Begebenheiten aus dem alten Rußland

Erzählt von Adolf Winds.

Die Brieftasche.

Auf einem der Petersburger Hofbälle hatte der Gesandte eines Balkanstaates das Pech, seine Brieftasche mit zehntausend Rubeln zu verlieren. Er durchsuchte Galarock und Beinkleid mindestens ein Dutzendmal. Die Brieftasche blieb verschwunden. Sie mußte gestohlen sein. Am nächsten Tage meldete er den Verlust persönlich dem damaligen Petersburger Polizeipräsidenten Trepow und bat ihn, die Angelegenheit auf das Genaueste zu untersuchen. Dem Allgewaltigen war die Sache sehr peinlich. Ein ausländischer Diplomat auf dem Hofballe des Kaisers bestohlen! Hier gab es nur eins: Das Verlorene mußte unter allen Umständen binnen 24 Stunden gefunden und der Gesandte von der einzig dastehenden Findigkeit der russischen Geheimpolizei überzeugt werden. Freilich war guter Rat teuer. Anhaltspunkte konnte der Gesandte gar keine geben, und der Vorfall durfte nicht das mindeste Aufsehen erregen. Aber Trepow wußte sich zu helfen. Er entnahm der Kasse auf Konto Repräsentationskosten zehntausend Rubel, steckte sie sorgfältig in eine neu gekaufte Brieftasche, begab sich am Nachmittag des gleichen Tages auf die Botschaft und überreichte beides dem erstaunten und hocherfreuten Gesandten mit dem Bemerken, Dieb und Brieftasche seien gefunden, die letztere allerdings in einem so desolaten Zustande, daß er es nicht wage, sie ihm anzubieten.

Vier Wochen später benötigte der Gesandte wieder seinen Galarock zu einem offiziellen Feste. Beim Ankleiden bemerkte er am Ende seines rechten Frackschoßes eine merkwürdige Polsterung. Er zerschnitt das Futter und entdeckte — seine verloren geglaubte Brieftasche mitsamt dem Inhalt von zehntausend Rubeln. Die Brieftasche war ihm durch ein Loch der Brusttasche ins Futter gerutscht. Er zog es vor, den Polizeipräsidenten diesmal nicht zu belästigen.

Die Brücke.

Unweit des Dorfes S. gab es eine Furt durch den Fluß. Seit Jahrzehnten bedeutete sie mehrere Tagereisen weit für Fuhrwerke die einzige Gelegenheit, das andere Ufer zu gewinnen. Vor Jahren war endlich eine schmucke Brücke gebaut worden, die zum jenseits gelegenen Städtchen O. führte. Aber die Bauern, fanatische Anhänger des Bestehenden und mißtrauisch gegen jede Art kultureller Neuerung, benutzten nach wie vor den Umweg durch die Furt und boykottierten das ihnen unheimliche Bauwerk. Eines Tages überholte vom Städtchen her, kurz vor dem Fluß, eine elegante Troïka den Mistwagen eines alten Bauern. Sie hielt geradezu auf die Brücke. Gespannt verfolgte der Muschik die schäumenden Traber. „Die werden doch nicht — —?" Schon war die Troïka mitten über dem Fluß . . . da, ein Krach, die Brücke brach ein, Wagen, Insassen und Pferde stürzten in die Flut. Der Bauer trieb gelassen nach der Furt und schüttelte den Kopf: „So ein Esel! Der Kerl sieht die Brücke, nein — er muß drüber!"

Satan.

Sergeï Petrowitsch verließ früh um vier Uhr den Maskenball, auf dem er als leibhaftiger Satan in rotem Wams und Bockshörnern Furore gemacht hatte, hüllte sich in seinen großen Pelz und nahm eine Troïka, um nach seinem außerhalb Petersburgs gelegenen Landhaus heimzufahren. Es war bitterkalt, der Wind stach mit spitzen Nadeln in Backen und Nase, wirkte aber auf Sergeï Petrowitsch als wohltätige Massage. Den alten Jswoschtschik freilich konnte nur seine Armut bewegen, sich für zwei Rubel anderthalb Stunden lang stillsitzend der Eisluft auszusetzen, die immer grimmiger wurde, je weiter sie das Weichbild der Stadt hinter sich ließen. Die letzten Häuser und Baracken verloren sich, der Lichtkegel des Wagens zitterte über hinwegrollende Felder. Totenstille ringsum, nur der Wind pfiff, und die Hufe der Traber trommelten dumpf auf hartem Boden. Jetzt mußte sich nach Angabe des Fahrgastes das Dorf mit dem Landhause zeigen. Nichts dergleichen. Dem Jswoschtschik wurde es unheimlich. Hatte er den Weg verfehlt oder wurde er in eine Falle gelockt? Auch Sergeï war es nicht geheuer zu Mute. Diese Gegend kannte er nicht. Wo fuhr ihn der verdammte Kerl hin? War er einem Verbrecher in die Hände gefallen, der ihn in die Einöde lockte, um Raubmord zu verüben? Scharf achtete er auf jede Bewegung des Kutschers, der seinerseits in der viel übleren Lage war, den verdächtigen Insassen im Rücken zu haben. Der Alte bekreuzigte sich, murmelte einen Fluch und hieb auf die dampfenden Gäule ein. Kein Haus war zu sehen, kein Licht. Umkehren? Nein! Drauf los, Jwan, drauf los! Der hinter dir hat es auf deine Pferde abgesehen! Solange die Troïka schießt wie ein Pfeil, kann dir nichts geschehen! Sergeï rief den Kutscher. Der Wind zerfetzte die Silben in Atome. Jwan blieb taub. Ein finsterer Wald stieg wie eine Wand vor ihnen auf. Jwan erbleichte. Dämonen des Aberglaubens wurden lebendig. Dorthinein auf keinen Fall! Das gleiche dachte Sergeï Petrowitsch, dem der Angstschweiß ausbrach. Die übernächtigte Phantasie, vom Champagner gepeitscht, arbeitete: Dort wird es geschehen! Der Kerl hat Komplizen im Waldrand versteckt! Da reißt Jwan die Zügel nach hinten, daß die Pferde, fast sitzend, in den Boden wuchsen. Sergeï fährt hoch, will sich auf den Kutscher stürzen. Der leicht um die Schultern geworfene Pelz fällt zu Boden. Jwan fühlt die Bewegung, dreht sich jäh um — Heilige Mutter Gottes von Kasan, was ist das? Sein Gesicht verkrampft sich vor Entsetzen. Er sieht keine Troïka, keine Pferde, keinen Sergeï Petrowitsch, er steht allein mitten in der schwarzen Steppe und vor ihm aufgestellt im Dunkel der Nacht — der leibhaftige Satan in rotem Wams und mit Bockshörnern! Schnell springt Sergeï vom Wagen, um Abstand zu gewinnen. Da löst sich die Starre des Jwan. Blitzartig erkennt er den Vorteil, greift in die Zügel, brüllt, peitscht und jagt wie ein Besessener davon. Sergeï steht sprachlos, starr. Dann kommt Leben in ihn.

„Verfluchte Kanaille! Da fährt er hin mit meinem Pelz!" Er brüllt: „Jswoschtschik! Mein Pelz! Mein Pe—e—elz!" Jswoschtschik Jwan bleibt verschwunden. „Hol dich der Satan!" Aber der holt ihn nicht, sondern steht eben auf weiter Steppe in rotem Wams und Bockshörnern, zähneklappernd bei dreißig Grad Kälte, und überblickt sein Reich — der arme Teufel.



Bunte Chronik



* **Der Fingerabdruck der toten Rani.** Es ist schon geraume Zeit her, seitdem der Radschah von Ant seiner Auserkorenen zuflüsterte „Komm, sei meine kleine Lieblingsfrau und geh mit mir nach Lucknow!" So lange schon, daß der alte Fürst inzwischen das Zeitliche gesegnet hat und seine Witwe ihm kürzlich nachfolgte. Mit letzterer bedauerlichen Tatsache fanden sich die Freunde der Verstorbenen schließlich ab, denn über den Kummer des Abschiedsschmerzes half ja der Glaube an die Seelenwanderung hinweg und die Aussicht, während eines späteren Erdenwandels vielleicht noch einmal mit der geschätzten Freundin zusammenzutreffen. Weniger angenehm war dagegen die Tatsache, daß die Verstorbene kein Testament hinterlassen hatte, so daß ihr Vermögen an die Verwandten des Radschah fallen mußte. Damit konnten sich aber die treuen Freunde der Toten nicht im geringsten abfinden. Freundschaft ist zwar selbstlos, aber sie hat auch nichts gegen eine Erbschaft einzuwenden, besonders dann nicht, wenn es sich um die einer indischen Fürstin mit den obligaten eiergroßen Rubinen und Smaragden handelt. Zwei der treuen Freunde, Lullu und Mahbubali, wußten Rat. Sie sorgten dafür, daß der Tod der Rani verschwiegen wurde. Dann steckten sie eine Dienerin der Verstorbenen in die Kleider der Herrin, legten sie auf die Kissen der Toten und befahlen ihr, ein möglichst sterbenselendes Gesicht zu machen. Ein Arzt wurde nun herbeigerufen, und ihm stellte man die Dienerin als Ihre Hoheit, die am Beginn einer neuen Seelenwanderung stehende Rani vor. In Gegenwart des Mediziners setzten die beiden selbstlosen Freunde ein Testament auf, demzufolge die Rani ihnen die Hälfte ihres Vermögens vermachte, den Rest aber anderen Personen aus ihrem Bekanntenkreise. Die „Fürstin" nickte Beifall und unterzeichnete. Der Arzt bestätigte dann, die Rani sei bei Niederschrift ihres letzten Willens bei klarer Besinnung gewesen, und die Geschichte schien damit in bester Ordnung zu sein. Um dem Testament in jeder Beziehung das Gepräge der Echtheit zu verleihen, verfügten sich die beiden sauberen Freunde in die Kammer, wo die tote Rani lag, liehen sich für einen Augenblick den Daumen der alten Dame und drückten ihn, mit ein wenig Stempelfarbe versehen, unter das Testament. Dann teilten sie der betrübten Mitwelt die Trauerbotschaft vom Tode der Fürstin mit. Leider wurde aber doch nichts aus der so schön eingefädelten Erbschaft. Lullu und Mahbubali gerieten sich nämlich in die Haare, als sie das ihnen „zugefallene" halbe Vermögen der Toten teilen wollten. Ein Wort gab das andere, die Wände hatten Ohren, und plötzlich hockten beide Kumpane im Gefängnis. Der Betrug konnte ihnen nachgewiesen werden, und anstatt mit den geerbten Rubinen und Smaragden zu spielen, können die beiden für die nächsten sieben Jahre in ihrer Zelle Brotkugeln drehen und sich einbilden, es seien die Edelsteine der Rani.

Lustige Rundschau



* **Der Zweck ist erreicht.** Kneppel hat einen Knoten im Taschentuch. „Wozu?" — „Meine Frau hat ihn hineingemacht, damit ich nicht vergesse, ihren Brief in den Kasten zu werfen". — „Hast du es getan?" — „Nein. Denn sie hat vergessen, ihn mir zu geben".

*

* **Instruktion.** Stipke ist Stift. Seit gestern. Bei Baumgärtel und Sohn. Kommt der Chef: „Also Sie sind der neue Lehrling?" „Ja", stammelt Stipke. „Hat der Prokurist Ihnen schon gesagt, was Sie zu tun haben? „Ja. Ihn jedesmal rechtzeitig wecken, wenn Sie kommen".

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.